



Von Manuela Tomic MOZAIK

Affenberg

Vor ein paar Jahren fuhr ich mit meinem Freund und seinem damaligen Mitbewohner auf den Affenberg in Salem. Inmitten kreischender Kinder schlängelten wir uns durch den eingehegten Dschungel des Schwabenlands. Auf dem höchsten Punkt angekommen, stellte uns die Parkführerin Ivan vor: Mit 29 Jahren war er gleich alt wie ich und der älteste Berberaffe auf dem Berg. „Ivan der Schreckliche“, dachte ich und starrte auf die rot geschwollene Ärsche seiner Damen. Die Affen futterten unsere Erdnüsse, und wir gingen weiter. Da hörten wir einen genervten Vater: „Wäre ich nur zu Hause geblieben, bei meinem Heidegger.“ Ob Ivan die Fundamentaltologie aus dem Schwarzwald schätzt? Wieder in Wien las ich Heideggers „Sein und Zeit“, um meinen Freund zu beeindrucken. Nach hundert Seiten hatte ich Angst, verrückt zu werden, und ging auf die Straße, um einen Kaffee zu holen. Ich stand vor der Bäckerei Gorilla Kitchen und blickte auf die Fassade, auf der ein Gorilla mir seinen mächtigen Hintern zuwandte. „Ich lass mich nicht verarschen. Ist doch alles Banane“, flüsterte ich, verbannte Heidegger auf den Planeten der Affen und kratzte mich am Arsch der Welt.

Manuela Tomic, Autorin und ehemals FURCHE-Redakteurin, ist in Sarajevo geboren und in Kärnten aufgewachsen. In ihrer Kolumne schreibt sie über Kultur, Identitäten und die Frage, was uns verbindet.



Die Kolumnen gibt es jetzt als Buch!

Die Wissenschaftlerin Magdalena Boch vergleicht die sozialen Fähigkeiten von Tieren und Menschen. Wie sie das bis nach Oxford brachte.

Der Hund im MRT



Foto: Privat

In Wien arbeitete Boch mit speziell ausgebildeten Hunden, die auch in der MRT-Röhre entspannt blieben. Die so entstandenen Gehirnschans geben Aufschlüsse über die Entwicklung sozialer Fähigkeiten.

Von Astrid Wenz

Wir Menschen sind gut darin, uns in andere Personen hineinzuversetzen. Jemand ist nach einer Trennung traurig, wir trösten ihn und erzählen von unserem letzten schlimmen Beziehungsende. Unser Gegenüber lacht uns freundlich an, wir lächeln zurück. Aber sind wir wirklich die einzigen Lebewesen, die solche sozialen Fähigkeiten besitzen? Und wie entstehen sie? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt von Magdalena Bochs Forschung. Untersucht hat sie das mit einem besonders fotogenen Forschungsobjekt, das auch ihre Website ziert: ein freundlich dreinschauender Australian-Shepherd-Hund, schwarz-weißes Fell, die Zunge ausgestreckt. Diese Forschung hat sie heute bis nach Oxford gebracht.

Aber zurück zum Anfang: Boch stammt aus Hörbranz, einer knapp 7000-Einwohner-Gemeinde am Bodensee. Ihr Vorarlberger Dialekt klingt auch heute noch durch, wenn sie Deutsch spricht – auch wenn sie ihre wissen-

schaftlichen Publikationen schon lange auf Englisch schreibt. Boch und ihre Geschwister sind Akademiker der ersten Generation, vor ihnen hat noch niemand in ihrer Familie studiert. Auch den berühmten Forscherdrang hatte Boch als Kind noch nicht. Anderen Menschen zu helfen, das war der Grund für sie, Psychologie zu studieren. Im Laufe ihres Bachelorstudiums lernte sie die Neuro- und Kognitionswissenschaften kennen und begann, sich für das menschliche Gehirn zu interessieren – vor allem im Vergleich zu jenem der Tiere.

Keine Tierversuche

In Wien begann zu diesem Zeitpunkt ein Forschungsprojekt dazu. Die Frage: Ist die Umwelt entscheidend dafür, wie sich unsere sozialen Fähigkeiten entwickeln? Die bisherige Forschung in diesem Bereich beschäftigte sich vor allem mit Primaten, deren Gehirn

dem menschlichen sehr ähnlich ist – die aber in einem Labor hausten. Ein Haustierhund hingegen unterscheidet sich in vielen Dingen stark vom Menschen: Er geht auf allen Vieren, nimmt die Welt mit seiner Schnauze wahr und verwendet keine Werkzeuge. Und doch haben auch Hunde soziale Fähigkeiten, die denen des Menschen stark ähneln.

Bevor Skepsis wegen Tierversuchen aufkommt: Bochs Forschung ist nichtinvasiv, das heißt, den Hunden passiert dabei nichts. Um ihre Gehirne zu analysieren, muss allerdings ein MRT gemacht werden. Dafür werden speziell ausgebildete Hunde verwendet, die auch in der engen Röhre ruhig bleiben. Das war Boch wichtig: „Ich möchte nicht, dass Tiere für meine Forschung im Labor leben müssen“, sagt sie. Außerdem sei es auch für ihren Untersuchungsgegenstand besser: Haustierhunde leben in derselben Umwelt wie Menschen, der Umwelteinfluss auf die sozialen Fähigkeiten ist daher gut ablesbar.

Für ihren Doktor bekam Boch die Möglichkeit, an der renommierten University of Oxford zu forschen und dort neue Methoden kennenzulernen, die sie aus ihrem Wiener Labor noch nicht kannte. Im Austausch brachte sie ihre Erfahrung mit den Haustierhunden mit ein. Vergangenes Jahr wurde sie mit dem renommierten „For Women In Science“-Preis ausgezeichnet, der mit 24.000 Euro dotiert ist. Derzeit ist die 34-Jährige mit einem Erwin-Schrödinger-Stipendium erneut in Oxford tätig. Hier werden junge Forschende bei Auslandsaufenthalten und eigenen Forschungsprojekten unterstützt. Nach zwei Jahren kommen sie zurück nach Österreich und bringen somit auch ihr neu gewonnenes Wissen mit in die Heimat.

Prestige und Befristung

Solche Verträge, die auf zwei oder drei Jahre befristet sind, gehören zum Forscherleben dazu. Hier handelt es sich meist um Drittmittel, das heißt, nicht die Universitäten selbst zahlen die Forschenden, sondern Institutionen wie der Österreichische Wissenschaftsfonds. Für Menschen wie Magdalena Boch bedeutet das aber auch, dass sie stets schon an ihre nächste Bewerbung denken müssen. Während man noch an einem Projekt forscht, muss man bereits den Antrag für die nächste Finanzierung ausarbeiten. Die meisten Arbeitgeber seien hier aber verständnisvoll, sagt sie. Immerhin gehe es im Wissenschaftsbetrieb allen gleich.

Wie es sich anfühlt, an einer so prestigeträchtigen Universität wie Oxford zu arbeiten? Im Alltag bekomme sie davon wenig mit, erzählt Boch. Das Team um sie herum sei sehr international, das klassische Studierendenleben auf dem Campus habe man als Forscherin so nicht mehr. Die verschiedenen Colleges von Oxford kenne sie vor allem aus Erzählungen. Auffällig sei es aber bei den Vorträgen oder Veranstaltungen, die um einen herum stattfinden. Hier kommen doch noch einmal prominentere Namen als an andere Universitäten. Für Vergleichende Kognitionswissenschaften sei aber Wien ein genauso wichtiges Zentrum wie Oxford, das dürfe man nicht kleinreden.

In Oxford bekommt Boch übrigens keinen Besuch mehr von Hunden im Labor. Das Streicheln zwischen der Datenerhebung fällt weg, der Fokus ihrer Forschungsgruppe liegt nun auf deren Artgenossen in der Wildnis. Da zum Beispiel Wölfe aber nicht wie Hunde trainiert werden können, finden die Scans

nun post mortem statt. Die Tiere stammen meist aus Zoos, nach ihrem Tod kommen sie in Bochs Labor. Ziel ist es, herauszufinden, ob die sozialen Fähigkeiten auch bei ihnen ähnlich ausgeprägt sind. Für Medienberichte sei das natürlich weniger fotogen, aber auch die Hunde hätten ab und an zu Enttäuschungen geführt: „Jeder mag sie, aber viele waren dann doch enttäuscht, dass es sich um Grundlagenforschung handelt.“ Für die man sich aber genauso begeistern kann, auch ohne kindlichen Forscherdrang. Magdalena Boch ist der beste Beweis.

„Während man noch an einem Projekt forscht, muss man bereits den Antrag für die nächste Finanzierung ausarbeiten.“